

# Eine Kindheit im Wiener Neustädter „Kriegsspital“

ERICH SAMECK

Der nachfolgende Text ist ein Auszug aus einem Erinnerungsmanuskript von Erich Sameck, in dessen Mittelpunkt seine Kindheit im Wiener Neustädter „Kriegsspital“ steht. Nach 1945 war Erich Sameck Funktionär der Freien Österreichischen Jugend (FÖJ) in Wiener Neustadt und ab 1949 Redakteur – später Chefredakteur (bis 1985) – der „Wr. Neustädter Nachrichten“ (siehe dazu seine Erinnerungen in den „Mitteilungen der Alfred Klahr Gesellschaft“, Nr. 1/2016). Von 1964 bis 1986 war Sameck Gemeinderat, von 1967 bis 1970 auch Stadtrat in Wiener Neustadt. Er ist bis heute in der KPÖ aktiv.



1928 mit dem damaligen Makel eines ledigen Kindes geboren, ist das, was ich von der ersten Zeit weiß, mit ziemlicher Sicherheit ein Resultat aus zweiter und dritter Hand. Zu einem Fakt, für den ich schon im Vorschulalter Bestätigung erlangte und dessen Festhaltung mir notwendig erscheint, nur so viel: Mein Vater, Gustav Sameck, hat sich damals um meine Legitimierung keinesfalls gedrückt, er war einfach aufgrund des geltenden Konkordats – dem Vertrag zwischen dem Klerus und dem österreichischen Staat – nicht dazu in der Lage. Sobald es möglich war, 1935, hat er meine Mutter geheiratet. Damit wurde aus dem Erich Lisetz ein Erich Sameck.

Mein Lebensraum war damals das so genannte „Kriegsspital“. Es handelte sich dabei um ein Barackenviertel in der Pottendorfer Straße am Stadtrand von Wiener Neustadt; zwischen 1914 und 1918 als Lazarett für Schwer- und Schwerstverwundete errichtet, später zu Wohnräumen adaptiert, deren Zugang den Armen und Ärmsten eine Bleibe ermöglichte. Das Lazarett bestand ursprünglich aus 34 Objekten, darunter 15 Baracken für je 100 Mann, drei Infektionsbaracken für je 50 Mann, ein Verwaltungsgebäude mit den Wohnungen der Ärzte, Schwestern und Pflegerinnen, ein Aufnahmegebäude mit Bade- und Kleiderdesinfektionsräumen, ein Opera-

tionsobjekt, eine Werkstätte mit der Dampfwascherei, zwei Bauten für die Pflegemannschaft, eine Baracke für die Wache und die Bereitschaft, ein Bahnhofsobjekt (zur Pottendorfer Bahnlinie), eine Anlage für die Verbrennung des Verbandszeuges und die Leichenkammer. Erst 1920 wurde der Lazarettbetrieb geschlossen.

Zunächst, als aufgrund des Kriegsendes keine Verwundeten und Erkrankten mehr anfielen, wurden durch Umbauten 92 Notwohnungen eingerichtet. Bauträger war die Stadtgemeinde. Ab 1921 fasste die Daimler Motoren AG den verbliebenen Rest in ein Ausbaukonzept mit dem Ziel der Errichtung einer Arbeiterkolonie. Weitere 205 Kleinstwohnungen standen im Plan. Über den Daumen gepeilt wurden es dann etwa 175, weitere und zusätzlich versprochene fielen dem Niedergang der Porsche-Institution zum Opfer. Vorher war dem Einzug der Interessierten Tür und Tor geöffnet. Insgesamt gab es 280 Wohnungen, die durch Umwidmungen in Geschäftslokale, in ein Gasthaus und der damals so bezeichneten Kinderfreunde-Baracke reduziert wurden. Die Wirtschaftskrise der späten 1920er und 1930er Jahre machte aus dem „Kriegsspital“ ein Ghetto der Arbeitslosen und Ausgesteuerten. Letztere waren solche, die weder finanzielle Hilfe noch sonstige Unterstützung bekamen.

## Arbeitslos und ausgesteuert

Mit meiner Geburt war ein Zusammenziehen meiner Eltern zur Selbstverständlichkeit geworden. Da es vorerst keine freie Zimmer/Küche-Wohnung gab, mussten sie eine Notlösung finden. Die rettenden Engel waren Heinrich und Hermine Listl. Sie, die Schwester meiner Mutter, mit einem dritten Kind schwanger, nahm uns zeitweilig in ihrer Zimmer/Küche/Kabinett-Wohnung auf. Das war im Rücktrakt der Baracke 14. Vom Hörensagen weiß ich, dass sich das doch einige Monate währende Zusammenleben völlig reibungslos gestaltete. Das Freiwerden einer Kleinstwohnung in der gegenüberliegenden 13er-Baracke beendet die auf Dauer nicht mögliche Beengtheit. Wir landeten damit in einem Trakt, wo auch meine Großeltern Unterkunft gefunden hatten. Mein Onkel Sepp, der damals noch nicht verheiratet war, lebte bei ihnen. Und um die Fami-

lienbande noch mehr zu festigen, wohnte dort in einem Nebenglass ein weiterer Bruder meiner Mutter mit seiner Familie. Anton Lisetz, Maler und Anstreicher, ein Mann, dem jeder, der seine bildnerischen Werke kannte, den Ehrentitel, ein Arbeiterkünstler zu sein, von Herzen gönnte.

Meine Eltern waren damals, Ende der 1920er Jahre, bereits arbeitslos und damit ohne solide Einkünfte. Mein Vater war gelernter Metalldreher, hatte aber auch in einem Wiener Lokal einer seiner Schwestern eine Lehre als Berufskellner absolviert. Den Ersten Weltkrieg war er zur Gänze eingezogen, hatte vier Verwundungen erlitten, darunter zwei schwerste, und die letzte brachte ihn dann in das Wiener Neustädter Kriegsspital. Bis zur Jahreswende 1919/20 war er dort Patient. Nach einer Ehe, die aber nicht allzu lange währte und der meine Halbschwester Gusti entspross, arbeitete er bis zur Weltwirtschaftskrise und den daraus folgenden Massenentlassungen in der hiesigen Lokomotivfabrik. Meine Mutter, die es in den Nachkriegsjahren nach Langenlois, in die Heimatgemeinde ihrer Eltern, verschlug, lernte er über Schwester und Brüder kennen. Aus ihnen wurde ein Paar, mit einem zunächst herausragenden Resultat – meiner Wenigkeit.

Es war ein Neuanfang. Schon zu Beginn meines bewussten Erinnerungsvermögens lebte ich mit dem intensiven Gefühl, meinen Eltern ungemein viel zu bedeuten. Meine Erziehung ging mit minimaler Strenge vonstatten. Hatte ich eines der relativ mäßigen Gebote übertreten, musste ich kaum mit solchen Tätlichkeiten rechnen, wie dies anderswo zur Tagesordnung zählte. Eindringliche Ordnungsrufe sollten mir das Sinnhafte des Vorgegebenen vor Augen führen. Mehrmalige Wiederholungen von Verstößen gegen die „Tabus“ wurden mit Einschränkungen des Freiheitsraumes geahndet. Niemals spielte das Reduzieren der Mahlzeiten eine Rolle. „Hausarrest“ oder die Übertragung von Tätigkeiten, zu denen ich sonst kaum herangezogen wurde, war in solchen Fällen die gebräuchliche Regel. Eine Tachtel, meistens von der Mama, musste dann schon einkalkuliert werden. Später, in der Schulzeit, wo die Übertretungen schon ein anderes Kaliber hatten, trat der Vater auf den Plan. Auch kaum mit Schlägen.

Er verdreifachte einfach die Hausaufgaben, dachte sich Zusatzübungen aus, stellte mir ein Entweder/Oder anheim. Eine Watschen wäre mir in solchen Fällen genehmer gewesen.

Weil auch die Mahlzeiten angesprochen wurden, soll nicht unerwähnt bleiben, was es da so gab. Die Ärmlichkeit unseres damaligen Daseins ist natürlich mit nichts zu vergleichen, was wir heutzutage vom Hungerelend der „Dritten Welt“ sehen und hören. Fleisch und Wurst waren zwar bei uns eher karg bemessen, an Gemüse, Nudeln, Schwammerlgerichten, Strudeln und was sonst noch in der Proletenküche zum Usus zählte, mangelte es aber kaum. „Mama, kann ich noch ein Schmalzbrot haben?“, war niemals eine vergebliche Bitte. Ein Bohnenkaffee war für mich ein Buch mit sieben Siegeln. Der Malzkaffee, nicht unbedingt sacharingesüßt, war da schon die Regel. Abends gab es, was vom Mittagessen übrig geblieben war. Brot wurde von der Mutter selbst geknetet, von mir zum Felber-Bäck' gebracht, der es in seinem Ofen fertigstellte. Wenn ich es heimbrachte, hatte ich oft die Ränder abgenagt. Keinesfalls aus Hunger, aber die frische Rinde schmeckte einfach besser. Ein Lob dafür war natürlich nicht zu erwarten.

Die Erwerbslosigkeit der Eltern brachte es naturgemäß mit sich, auf verschiedenste Weise Ersatzlösungen für teure Brennmaterialien, Lebensmittel und andere fast unerschwingliche Notwendigkeiten zu finden. Holz und Koks wurden nicht gekauft, sondern aus dem Wald, in Form von Baumstücken – eine sehr schwere Arbeit, weil sie ja mühsam ausgegraben werden mussten – heimgebracht. Zum „Koksstierln“, das Sammeln von Betriebsresten in dafür angelegten Depots, bin ich oft mit meinem Vater mitgegangen. Da mussten in einer Art Goldgräberreiter die verbliebenen Kohle- und Koksreste so lange durchgeschüttelt werden, bis das Resultat für unsere Zwecke brauchbar war. Beim Sägen durfte ich mithelfen. Dafür war es dann im Winter, wenn sich draußen der Schnee häufte, in der Wohnung, die ja nur mit Gipsdielen gegen die Kälte abgedichtet war, schön warm. Marmelade aus den verschiedensten Beeren war natürlich hausgemacht. Die Früchte waren im Sommer sorgfältig gesammelt worden. Schwammerl ebenso.

Da die paar Schilling, die es bis 1934 noch gab, hinten und vorn für ein auch nur einigermaßen geordnetes Leben nicht reichten, mussten die Kriegsspitaler aufmerksamst alles ins Auge fassen,



© Stadearchiv Wiener Neustadt

**Straße in die Lazarettstadt des Wiener Neustädter Kriegsspitals, ca. 1917/18.**

was ein zusätzliches Einkommen versprach. In unserem Fall kellnerte der Vater 14-tägig an den Wochenenden beim Geisendorfer- und später beim Grill-Wirt, verdingte sich in ähnlicher Weise im Arbeiterheim der Sozialdemokraten in der Innenstadt, vorwiegend bei Veranstaltungen, und machte den Bibliothekar in einer Drei-Kreuzer-Bücherei. Das brachte Groscherln, die ein besseres Auskommen sicherten. Die Mutter trug das ihre zum Aufwand durch Petit-Point-Stickerarbeiten bei. Anstrengend, besonders für die Augen, aber dafür schlechtest bezahlt. Dies alles selbstverständlich ohne regelgerechte Anmeldung oder gar mit einer sozialen Absicherung.

Wenn nunmehr ehemalige „Barackenkinder“ zueinander finden, geraten sie nur allzu leicht ins Schwärmen. Die damaligen Zeiten gelangen dann ins Visier der rosa Brillen: Der gesellige Zusammenhalt, das Kulturleben mit Mandolinenorchester, Wiener Neustädter Kanal, die freien Auslaufflächen für die Dreikäsehochs... All das gerät in eine verklärte Sicht. Die Jahrzehnte seither haben den Hintergrund der Zeitläufe gerade dort, wo die Ungerechtigkeiten der gesellschaftlichen Verhältnisse besonders krass zu Tage traten, ins Dämmrige und Schemenhafte gekehrt. Das Lachen und Freuen, als wir barfuß zwischen den Baracken und in den daneben gelegenen Schottergruben herumtollten, hat sich tiefer in die Hirne gegraben als das Weinen der Mütter und der hilflose Zorn der Väter, wenn es sich wieder einmal nicht „ausging“.

### Februar 1934

Jeden Sonntagvormittag traten die Männer der Kriegsspitaler als Mitglieder der 3. Alarmkompanie des Republikanischen Schutzbunds zum Appell an. Am

Stadtrand war man rot. Die politischen Spannungen machten sich immer intensiver bemerkbar. Dass die von den Christlichsozialen dominierte Regierung beim Unterminieren der Demokratie mehr und mehr mit allen Mitteln der Provokation am Werk war, war nur für Blinde nicht ersichtlich. Das ständige Zurückweichen der sozialdemokratischen Parteiführung vor diesen Staatsstreichabsichten ließ Verzweiflung aufkommen.

Mein Vater gehörte selbstverständlich dem Schutzbund an. Als einstmaligem Wachtmeister (Feldwebel) im Ersten Weltkrieg wurden ihm bald Führungsqualitäten zugestanden. Zunächst Zugführer, rückte er, als das Wetterleuchten der Februartage des Jahres 1934 schon unübersehbar war, zum Kompaniekommandanten auf. Dass dies bei uns zu Hause insofern Spuren hinterließ, weil er weniger Zeit für die Familie hatte, war unvermeidlich. Meine Mutter, sie hat es mir damals und später versichert, begegnete seinem Verhalten mit vollstem Verständnis. Was da heraufzog, war in seinen Einzelheiten nicht absehbar – dass es schlimm werden könnte, wusste man schon. Dass dann die gellenden Feuer Signale aus Linz auch meine kleine Welt ins Wanken brachten, ist mir aus heutiger Sicht zunächst zur bruchstückhaft bewusst gewesen.

Zunächst weiß ich – als damals nicht ganz Sechsjähriger – noch von der gewaltigen Aufregung, die in unserer Wohnung spürbar war. Vom Vater war nichts zu sehen, dafür gaben sich Nachbarn und Verwandte nahezu pausenlos die Türklinke in die Hand. Meine Mutter war äußerst angespannt. Bei einem kurzen Verschwinden aus der Baracke sah ich in Richtung Wiener Neustädter Kanal, und

da lagen auf der „drüberen“ Seite uniformierte Männer mit angeschlagenen Gewehren. Waren es Schutzbündler oder Hahnenschwanzler? Eigenartigerweise habe ich auch als Erwachsener versäumt, mir darüber Klarheit zu verschaffen.

Der Moment, als mir die Mutter sagte, den Vater haben sie eingesperrt, ist mir unvergesslich. Nun war die Familie gespalten. Der Vater im Gefängnis, ich allein an die Mutter gedrängt. Einsam konnte man das nicht nennen. Großeltern, Onkeln und die Tante wurden zu Stützen, deren Hochherzigkeit gar nicht stark genug hervorgehoben werden kann. Die auf Befehl meines Vaters erfolgten Aktionen der 3. Alarmkompanie, der aufgrund des Verrats der übergeordneten Partei- und Schutzbundkommandostellen mit seinem engsten Stab alle Überlegungen und Schlussfolgerungen allein zu stellen hatte, sind lokalhistorisch bereits festgehalten worden. An den bizarrsten Theorien mangelt es da nicht. Fest steht unverrückbar, dass mein Vater keinen Schießbefehl gegeben hat. Er nahm aber für die Vorbereitungen dazu bei der Gerichtsverhandlung (es gab 30 Angeklagte) alle Verantwortung auf sich. Das Strafausmaß: zweieinhalb Jahre schwerer Kerker. Hätte er „Feuer“ befohlen – von allen anderen Alarmkompanien im Stadtgebiet war nichts zu hören, dort hatte man weder Stellung bezogen noch Bereitschaft gezeigt –, was wäre das Resultat gewesen? Die Antwort sind Historiker schuldig geblieben. Das unvermeidliche Blutbad (30 Rote sind letztlich übriggeblieben und standen gegen weit über 1.000 Schwarze), wäre es wirklich ein Signal für einen Erfolg gewesen? Alle Konsequenzen abzuwägen, ist für einen Beurteiler Jahrzehnte später leichter als für jene, die zwischen den Baracken und außerhalb in den schweren Tagen Entschlüsse fassen mussten. Mein Vater starb keinen „Heldentod“, wobei er Ungezählte dabei mitgerissen hätte. Er handelte vielmehr gemäß seinem Gewissen.

### Illegale politische Arbeit

Die Verurteilung meines Vaters durch das Gericht bewirkte seine Verlegung. Das Haftausmaß ließ eine „Absitzung“ der Strafe im hiesigen Gefangenenhaus nicht zu. Als „Politischer“ war für ihn Graz-Karlau zuständig. Dorthin wurde er verbracht. Regelmäßige Besuche von meiner Mutter verboten sich aufgrund der Entfernung. Fahrkarten für den Bahnverkehr oder ein anderes Beförderungsmittel waren unerschwinglich. Nur

zwei Mal in seiner gesamten Haftzeit konnte sie ihn treffen. Einmal wurde die Reise – hin und zurück an einem Tag – mit Fahrrädern gemacht. Ein zweites Mal transportierte sie Max Gindl, ebenfalls ein „Kriegsspitaler“, mit dem Motorrad.

Im gleichen Jahr begann meine Volksschulzeit. Die dafür notwendigen Anschaffungen waren ein weiteres Problem. Mittlerweile waren damals im gegebenen Fall die schmalen Zuwendungen aus der Arbeitslosenunterstützung gestrichen worden. Almosen aus dem Umfeld, ein mehr oder weniger regelmäßiges Unterdie-Arme-Greifen durch die illegale *Rote Hilfe* waren die Unterhaltsbasis. Diese Organisation der im Untergrund tätigen Kommunistischen Partei Österreichs half den Familien von Inhaftierten mit kleinen Geldzuwendungen. Mein Vater hatte sich im Kerker von der Sozialdemokratischen Partei abgewendet.

Mein Erstklasslerdasein in der Josefstädter Schule verlief nach der gegebenen Norm. Der Schulweg per pedes und bloßfüßig, wenn es die Jahreszeit erlaubte, war die fixierte Regel. Angaben nach dem Stand des Vaters und die stereotype Antwort „Der ist eingesperrt!“ blieben ohne negative Auswirkungen. Als „Politischer“ dürfte er bereits vermerkt gewesen sein. Einige Mitschüler zählten zum selben Kreis. Die Lehrer ließen uns jedoch nicht spüren, dass wir Außenseiter waren. Wahrscheinlich der regierungsnormativen *Vaterländischen Front* angehörend, waren sie niemals gehässig. Dass ein Gutteil von ihnen schon zu dieser Zeit mit den Nazi liebäugelte, stellte sich erst später heraus. Ich war ein relativ guter Schüler, kein braver, aber die Zensuren waren zufriedenstellend. Lauter Einser lieferten die Bestätigung. Später, in der Hauptschule, hat sich da etliches gewandelt.

Nach der Amnestierung meines Vaters, seiner Heimkehr und der Wiederaufnahme eines normaleren Daheims wurden alte Verbindungen geknüpft. Beeren sammeln, Holz machen, Koks klauben, Hasenfutter suchen und nach Maßgabe der Notwendigkeit Getreideplätzchen in die Strohsäcke der Betten stopfen, standen ein weiteres Mal auf der Tagesordnung. Das Kellnerjanckerl holte er auch wieder aus dem Kasten. Seine politische Gesinnung, Marxismus hieß sie zu Hause noch nicht, träufelte er mir tropfenweise ein: Indem er mich auf alle erkennbaren und weniger augenfälligeren Ungerechtigkeiten aufmerksam machte. Sah ich eine *Rote Fahne* bei uns,

so hieß das Organ der illegalen KPÖ, auf dessen Besitz Strafe stand und für ihn die Absitzung der Reststrafe bedeutete, hieß es „Psst, davon weißt du nichts“.

Fremde fanden sich ein, die im Schlafzimmer, dem Zweitraum, mit dem Vater lange Gespräche führten. Ich wurde zum Spielen ins Freie geschickt. Auch dabei mit der ersten Mahnung versehen, nichts weiter zu erzählen. Einzelne blieben über Nacht. Die Beengtheit nötigte zu einer Umbettung. Meine Schlafstätte wurde dem Gast zur Verfügung gestellt, ich schlief bei den Eltern im Ehebett. Einen der Begleiter dieser Männer kannte ich schon von anderen Gelegenheiten – wenn er die *Rote Fahne* brachte, die der Vater weitergab. Sein Gesicht blieb im Gedächtnis haften. Nach dem Zweiten Weltkrieg sah ich ihn wieder und erfuhr seinen Namen. Es war der Gustl Posch aus Lichtenwörth. Aber da wusste ich bereits, wer die Männer waren. Sie machten Zwischenstation auf ihrer Reise zu den Internationalen Brigaden in Spanien, die dort gegen die faschistischen Franco-Leute kämpften.

Dem Gefühl der Zusammengehörigkeit entsprang in diesen Bretteldorfer Zeiten ein Gemeinschaftsprojekt, welches anderswo kaum denkbar gewesen wäre. Mein Vater kam eines Tages vom Gasthaus Grill heim und erzählte, allesamt hätten sich geeinigt, einen Brunnen zu schlagen. Vor der ehemaligen Oppositionsbaracke, dem Zentrum der Siedlung, sollte dies geschehen. Es gab zwar in jedem Trakt einen Wasserleitungsanschluss, der von allen Wohnparteien fleißig in Anspruch genommen wurde, doch in der warmen Jahreszeit wollte das Nass zum Trinken nicht munden. Die Ähnlichkeit mit Glühwein ohne Wein war zu groß. Beschlossen und zur Tat geschritten, war die Devise. So geschah es auch. Nahezu alle haben mitgemacht. Mit uns Gschroppen als aufmerksame Zuseher und gelegentliche Zureicher. Nach gelungenem Abschluss und der ersten Pumpung wurde ein Testtrinken veranstaltet. Das mit großer Befriedigung festgestellte Resultat war einhellig: „Ausgezeichnet, jetzt können wir auf das Gschloder aus der Wasserleitung verzichten!“ Wir Kleinen bekamen ein neues Amt: Wasserholen vom Brunnen. Einige Schlingel hatten bald den Dreh heraus, um sich von diesem Trab zu drücken. Sie gingen zwei Baracken weiter, drehten die dortige Wasserleitung auf und kehrten mit dem „Brunnenwasser“ heim. Eigentlich auch nicht viel besser als vorher, war der Kommentar.





**Abriss von Baracken im Wiener Neustädter Kriegsspital und Neubau, 1939.**

Ich bekenne mein Dazutun. Gestanden habe ich es erst viele Jahre danach.

### März 1938

Die Schatten der Vergangenheit, Krieg und Kerker, waren noch nicht abgeebbt, doch schon trübte den Blick zum Horizont eine schlimme Zukunft. Noch immer war die Last der Erwerbslosigkeit nicht von den Schultern genommen, drohte ein neues Ungemach. Die Armut trieb den von Hitlerdeutschland gesteuerten Nazi eine Menge neuer Anhänger zu. Ohne Umschweife und von der Polizei kaum zurückgedrängt, hämmerten sie die Parole „Heim ins Reich“ in die Köpfe jener, die nur zu gern diesem politischen Vogelfänger auf den Leim gingen. Der Herr Polizeiinspektor Jaritz war zwar oft im Kriegsspital zu sehen, um die Kinder auszufratscheln, was daheim so geredet werde, aber ihm ging es darum, Kommunisten aufzuspüren. Bei uns stieg er jedoch auf die „Saf“.

Da der tägliche Zugriff auf eine Zeitung unerschwinglich war, mussten Informationen über die allgemeine Lage anderweitig beschaffen werden. Bei uns daheim gab es natürlich kein Radio, aber das schloss uns von den Ätherwellen nicht aus. Dafür sorgte Onkel Sepp, ein ausgezeichnete Fachmann, der ein „Detektorradio“ fabrizierte. Es handelte sich dabei um ein Gerät, mit dem man stromlos ein Rundfunkprogramm empfangen konnte. Damit war der Radioempfang jedoch nicht abgetan. Er baute auch große Apparate, mit denen nicht nur das Hören von Sendern der Ravag kein Problem darstellte. Die Familie war so mit Nachrichten über die sich anbahnenden Gefahren vernetzt. „Wenn uns die Hitlerianer überfallen, dann steht uns

ein weiterer Weltkrieg bevor“ – ein Omen, das nicht nur mein Vater von sich gab. Am 13. März 1938 überrollten sie Österreich. Das kreischende „Heil“ der übergroßen Mehrheit unserer Nachbarn, ihr Meinungsumschwung innerhalb kürzester Zeit, überflutete das Zähneknirschen der Wenigen, die ihren Verstand behalten hatten.

Freilich gab es rasch scheinbar günstige Änderungen. Nicht mehr ein Dasein als „Ausgesteuerter“, der von dem Bettel der Arbeitslosenunterstützung ausgeschlossen worden war. Zugang zu einem regulären Erwerb. Beim Vater hieß es Arbeit in der wiederöffneten Lokomotivfabrik, die zunächst als Henschel- und später als Rax-Werk formierte, und danach in den Wiener Neustädter Flugzeugwerken. Arbeit, das bedeutete Lohn, genug um Anschaffungen zu tätigen. Das gestattete Ausgaben, die vorher undenkbar waren. Es ging uns so gut, wie ich es vorher niemals kennen gelernt hatte. Der Vater ließ sich aber dadurch nicht blenden. Alles, was ihm, uns und den anderen „Hacklern“ jetzt widerfuhr, war für ihn der Beweis für seine Vorausschau: Ein Krieg, wie er noch niemals da war, ein grauenvolles Blutgemetzel, der Überfall auf die Nachbarstaaten wurde planmäßig vorbereitet. Das ehemalige Österreich, nunmehr die Ostmark, wurde genauso uniformiert, wie das im übrigen Deutschland schon längst geschehen war.

Im Kriegsspital, noch wohnten wir in den Baracken, liefen massenhaft ehemalige Schwarze und Sozialdemokraten in SA-Stiefeln oder als Politische Leiter herum. Mein Vater trug alsbald eine andere Kluft. Keine braune, dafür war sie feldgrau. Die „Sudentenunruhen“ – im Klartext: der erste Anlauf zum Über-

fall auf die Tschechoslowakei – hatten ihm die Einberufung zur Deutschen Wehrmacht beschieden. Der Probelauf dauerte nicht lang, bald kehrte er wieder zu uns und zu seinem Arbeitsplatz zurück, jedoch war das Signal unüberhörbar. In den letzten Augusttagen des Jahres 1939 erhielt mein Vater neuerlich einen Einberufungsbefehl. Kaserniert wurde er irgendwo im „Altreich“. Dass er sich nach Kriegsbeginn in Polen befand, in einer „Flugbenzinkolonne“, erfuhren wir mittels Feldpost. Nach der Kapitulation Polens kehrte der Vater auf Urlaub heim. Seine Erzählungen im engsten Kreis lieferten einen klaren Blick auf das Geschehen. Wie schrecklich überrascht die Überfallenen waren; kein Gedanke an eine Kriegsvorbereitung ihrerseits; der Schlag hatte sie aus dem Hinterhalt getroffen.

Wir waren zu diesem Zeitpunkt noch nicht im Besitz einer Neubauwohnung. Die Jahreswende 1939/40 rückte heran. In Uniform mit umgeschnallter Pistole suchte deshalb mein Vater den Kriegsspitaler Obernazi Mokri auf und forderte nachdrücklich eine Beendigung dieses Zustands. An Lautstärke mangelte es ihm schon deshalb nicht, weil die halbe Baracke bereits abgerissen war und der verbliebene Teil noch stärker den Unbilden der Witterung ausgesetzt war als dies zuvor der Fall gewesen war. Ein Erfolg war zunächst nicht absehbar, trotzdem musste der Vater zurück zu seiner Einheit, die in Rückingen bei Hanau stationiert war. Er blieb dort nicht lange. Von heute auf morgen hatte man ihn aus dem Militärdienst entlassen. Was zu diesem Zeitpunkt ein Rätsel schien, klärte sich nach dem Krieg: Laut einem Gutachten des Feldgerichts des Kommandierenden Generals des zuständigen Luftgaves war ihm die Wehrwürdigkeit abgesprochen worden. Als „austrobohschewistischer Täter, dem eine Gesinnungsänderung nicht eindeutig zugebilligt werden konnte“. So zu lesen in einem Akt, den der Oberste Gerichtsherr unterfertigte. Er kehrte heim, meldete sich bei seiner Arbeitsstelle, und wurde im 2er Werk der Wiener Neustädter Flugzeugwerke – nach deutscher Logik – als Kontrolleur eingestellt. Zu dieser Zeit war unser Umzug in eine Neubauwohnung im Areal des „Kriegsspitals“ schon im Gange. Ein neuer Lebensabschnitt begann.

*Dem Stadtarchiv Wiener Neustadt sei für die Zurverfügungstellung der beiden Fotos herzlich gedankt.*